

Die Sanitätswarte

Organ zur Vertretung

der Interessen des gesamten Personals in Kranken- und Irren-Anstalten, Sanatorien, Heil-,
Pflege- und Bade-Anstalten, Massage- und Wasserheil-Instituten, Kliniken, Seebädern etc.

Beilage zu „Die Gewerkschaft“.

Redaktion und Expedition: Berlin W. 30,
Wintereisdstr. 24. — Fernsprecher: Amt 9, 6488.
Redakteur: Heinrich Bürger.

Berlin,
den 20. Juli 1906.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.
Bezugspreis inkl. „Die Gewerkschaft“ viertel-
jährlich durch die Post (ohne Bestellschein) 2.— M.
Postzeitungs-Viste Nr. 3164.

Kollegen, Kolleginnen, agitiert für Euren Verband!

Inhalt:

Zwei wichtige Fragen. — Ein neuer Kontrollapparat für das
Pflegepersonal. — Wie ein guter Arzt sein soll. — Aus den Anstalten.
— Verschiedenes. — Anzeigen.

Zwei wichtige Fragen.

Warum müssen wir uns organisieren?

Wie jedes Zeitalter seine bestimmten Merkmale hat, so hat auch das unfrige die seinigen. Je weiter das Menschengeschlecht in der Kultur vorschreitet und je mehr sich entfaltet, um so komplizierter werden die Verhältnisse und um so zahlreicher die markanten Erkennungszeichen. Wir würden heute mit Bezeichnungen, wie wir sie auf die einzelnen Dämmerungsstadien der Vorzeit anwenden können, nicht mehr auskommen. Namen, wie z. B. die Steinzeit, die Bronzezeit, die Hellsäckerzeit, die Eisenzeit, La-Tènezeit usw. zaubern dem Kenner der Kulturgeschichte Bilder aus ganz bestimmten Perioden der Menschheitsentwicklung vor das geistige Auge. Wir kennen zwar noch aus der späteren Geschichte z. B. das Mittelalter, die Zeit der Hanse und der Rünste. Das sind noch ganz bestimmte Umschreibungen. Dann die sogenannte Manufakturperiode, das Maschinenzeitalter. Wir befinden uns da schon in der Tageshelle der Gegenwart. Unser Zeitalter, das wir durchleben, kann verschiedentlich bezeichnet werden, z. B. das papierne, das der Wandervogel, das der geheimnisvollen Strahlen, das der sozialen Kämpfe oder, wenn man will, auch das des Agrarierübermutes und des Jollwuchers. Da ließen sich wohl noch manche markante Bezeichnungen finden, doch wir wollen uns auf eine ganz besondere beschränken. Wir wollen es nennen das Zeitalter der Arbeiterorganisationen.

Man könnte allgemeiner reden von der Zeit der Organisationen überhaupt. Denn nicht allein die Arbeiter organisieren sich, sondern auch die Unternehmer, die Beamten, die Agrarier. Wir haben die Organisation der Organisationen, z. B. Künge, Kartelle, Trusts, Städtetage, Vereinigungen der Eisenbahnverwaltungen, Krankenhausverwaltungen und tausend andere mehr. Reich, Staat, Provinz, Gemeinde, Heer, Flotte, Polizei, Handel, Verkehr, sogar das einzelne Kranken- oder Irrenhaus, alles ist Organisation. Der Gelderwerb, der Lebensunterhalt des Einzelnen ist ohne Organisation gar nicht denkbar. Weiben wir nun bei unserer Bezeichnung: Zeitalter der Arbeiterorganisationen. Wenn der spätere Geschichtschreiber hierüber schreiben wird, wird er feststellen, daß im Anfang dieser Periode die Arbeiter im allgemeinen von Organisation

noch sehr wenig verstanden und begriffen hatten und sie infolgedessen die Organisation für überflüssig hielten oder gar ihr feindlich gegenüber standen. Dann wurde es aber anders, und er wird berichten, daß in allen Ländern moderner Kultur, Produktion und modernen Verkehrs gewaltige Organisationen entstanden. Jedes größere Land hatte viele große Arbeiterarmeen, und bei fortschreitender Entwicklung des Kapitalismus wurden diese Armeen immer größer. Bevor z. B. in Deutschland die erste Million gewerkschaftlich organisierter Arbeiter erreicht wurde, dauerte es sehr lange, etwa vier Jahrzehnte, dann aber kam sehr rasch die 2., 3., 4., 5., 6., 7., 8. Million usw. Ebenso war es auch in England, Amerika, Japan, Australien, Oesterreich und anderen Ländern, selbst in Rußland und den lange in der Kultur zurückgebliebenen Balkanländern. Diese gewaltigen Organisationen hatten große Macht und übten einen bestimmten Einfluß aus. Dann wird er weiter berichten, daß in Deutschland, als bereits fast die zweite Million erreicht wurde, eine Gruppe immer noch in großer Apathie besangen war, nämlich das Personal der Kranken- und Irrenhäuser. Während die gut organisierten Arbeiter anderer Berufe sich im Laufe eines Jahres viele Millionen Mark Lohnzulagen erkämpften, meistens schon den Neun- oder den Ahtstundentag, einige besonders vorgeschrittene Gruppen sogar den Sechstundentag erobert hatten, mußte das Anstaltspersonal noch immer 12 bis 16 Stunden täglich fronden. Während längst schon die Arbeiter anderer Berufe über alle bürgerlichen Freiheiten verfügten, geachtet, angesehen und auf ihre Organisationen stolz waren, stummte das Pflege- und Anstaltspersonal in Furcht und Demut unter einer unwürdigen Gefinde-Ordnung dahin. Es kummerte sich nicht um seine eigene Lage, dachte gar nicht daran, in Gemeinschaft mit den Nebenkollegen seine Lage zu verbessern, richtete seine Gedanken stets und ständig nur darauf, wie die wenigen Freistunden im Monat durch Amüfements höchst zweifelhafter Natur totgeschlagen werden konnten. Solidarität, Vorwärtstreben, Kapitalismus, Sozialismus, Gewerkschaftsbewegung, Politik für und durch das Volk, das alles waren den meisten unter ihnen vollständig fremde Begriffe. Ja, sogar sie mußten nicht einmal, was ein Arbeiterausschuß zu bedeuten hatte. Sie waren schon sehr glücklich, wenn sie sich einen Zylinderhut und schwarzen Anzug nebst weißer Wäsche kaufen konnten und in Klubs oder Vereinen verkehren durften, die ihnen ihre Vorgesetzten empfohlen, um sie von der ernsteren Gewerkschaftsarbeit fernzuhalten.

Natürlich kamen sie auf diese Weise nicht vorwärts. Sie wurden zu Sklaven herabgedrückt, die sich an einigen Tagen im

Jahre pußen und ganz, wie im alten Rom, mal vergessen durften, daß sie eben nur Sklaven sind. Dabei waren es meistens alle nur junge Männer und Mädchen, die keine Rücksichten zu nehmen hatten. Sie waren jung und kräftig, meistens ohne Familie, und hatten nur für sich zu sorgen. Es bleibt ein historisches Rätsel, daß noch an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts solche Sklaverei bestehen und müßig ertragen werden konnte. Die Gleichgültigkeit und Dürftigkeit war aber zu groß, sie hatten eben für nichts Verständnis. Viele junge Männer sahen es sogar als ihre Berufsehre an, daß sie im Papiertragen die Krankenfälle nach aufzuwischen hatten. Manches junge Mädchen fand sich am Ziel seiner Wünsche, wenn es von seinem Vorgesetzten einen sehr „wohlwollenden“ Blick, aber von höchst zweifelhafter Sorte zugeworfen bekam. Schließlich schlug auch hier der Organisationsgedanke Wurzel. Langsam, sehr langsam kam das Pflegepersonal zum Bewußtsein seiner selbst. Die Verwaltungen und Anstaltsleitungen gerieten darüber in eine Raserei und versuchten den Organisationsgedanken auszureden. Das war aber vergebliche Mühe. —

Nun, Kollegen und Kolleginnen, wie gefällt Ihr Euch so im Spiegel der Geschichte? Gar nicht, wir glauben's schon. Daraus ergibt sich aber, daß Ihr alle mit fortschreiten müßt. Das gesamte Anstaltspersonal muß höheren Zielen zustreben, und um dies überhaupt zu ermöglichen, muß es sich gewerkschaftlich organisieren.

Warum organisiert sich das gesamte Anstaltspersonal im Verbands der Gemeinde- und Staatsarbeiter?

Die Frage ist nicht gar so schwer zu beantworten, aber daß sie aufgeworfen wird, läßt erkennen, daß noch gewisse Unklarheiten auf dem Gebiete der Organisationszuständigkeit bestehen. Bekanntlich gibt es eine ganze Anzahl von Vereinigungen für das Pflegepersonal. Ständesvereine, Geselligkeitsvereine und es gibt auch noch sogenannte Verbände, die sich einen gewerkschaftlichen Anstrich geben. Nun wird mancher Kollege und manche Kollegin glauben, daß sie die Auswahl haben und sich nur für irgend eine Vereinigung ohne weitere Prüfung zu entschließen brauchen, um dann von sich sagen: ich bin organisiert. In der Tat ist es schon vorgekommen, daß ein Kollege die Frage, ob er schon organisiert sei, ganz treuherzig bejahte und seine Mitgliedskarte von einem Klimbimverein vorzeigte. Natürlich ist unter „organisiert sein“ etwas anderes zu verstehen. Um als organisiert zu gelten, muß ein Kollege oder eine Kollegin sich erst über seine Lage und ein gewisses Ziel, nämlich seine Lage zu verbessern klar sein und diese Absicht durch den Eintritt in die Gewerkschaft bekunden. Die Verbesserung unserer Lage kann nur mit Hilfe der Gewerkschaft geschehen, wenn nicht gerade jemand das große Los gewinnt oder eine reiche Erbschaft macht, worauf sich bekanntlich nicht jeder verlassen kann. — Die überwiegend große Mehrzahl der Kollegen und auch Kolleginnen hat sich darauf einzurichten, zeitweilig von dem Ertrage ihrer Hände Arbeit zu leben. Um diesen Ertrag recht ausgiebig für den Arbeiter zu gestalten, dazu ist die gewerkschaftliche Organisation da. Und was nicht unmittelbar durch einen günstigen Arbeitsvertrag erreicht werden kann, soll durch Einwirkung auf die kommunale, staatliche und Reichs-Gesetzgebung erzielt werden. Demnach muß eine Vereinigung lediglich unter dem Einfluß ihrer Mitglieder stehen und hat nur den angegebenen Zweck zu dienen. Sie darf also nicht von Unternehmern, Vorgesetzten oder anderen Dritten, z. B. der Kirche, bürgerlichen Parteien oder deren Vertreter beeinflusst, protegiert oder gar unterhalten werden. Wenn alle diese Voraussetzungen zutreffen, kann man der Sache schon näher treten. Dann hat man zu prüfen, ob die demokratischen Grundsätze innerhalb der Vereinigung anerkannt werden und zwar dergestalt, daß jedem einzelnen Mitglied das Mitbestimmungsrecht auf den Gang der wesentlichen Dinge zusteht. Wenn man dabei zu der Ueberzeugung kommt, daß weder in der Theorie (laut Statut) noch in der Praxis die

Mitglieder nichts zu sagen haben, wenn z. B. die Vereinsleitung nicht Rede und Antwort steht und macht, was sie will, dann ist die Sache faul und man hat es mit einer Sorte von „Verbänden“ zu tun, deren Nachher das „gemeinsame Interesse“ nur als Aushängeschild betrachten für selbstliche Zwecke. Wenn man ferner merkt, daß die Pfaffen ihre Hände dabei im Spiele haben und die Schöfe „Christliche Gewerkschaft“ nennen, dann seid auf der Hut. Wenn ferner gar noch andere Vereinigungen sich als Gewerkschaft gebärden und sagen: Wir wollen die Lage des Anstaltspersonals heben, so wisset, daß das alles Talmi ist. Ihnen allen fehlt teils der ehliche Wille und teils die Fähigkeit dazu.

Um als gewerkschaftliche Organisation leistungsfähig und einflußreich genug zu sein, muß man eins sein mit der gesamten organisierten Arbeiterschaft. Denn in dem Zusammenschluß der Massen liegt unsere Durchschlagkraft. Alle diese Voraussetzungen erfüllt der Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter. Die meisten der großen maßgebenden Kranken- und Irrenanstalten liegen in den Händen der Gemeinde bzw. des Staates. Viele Tausende des Anstalts- und Pflegepersonals haben sich daher als im Dienste der Öffentlichkeit stehend zu betrachten. Ferner hat unser Verband die zunächst erforderlichen Grundlagen geschaffen für eine erfolgreiche Aktion des deutschen Anstaltspersonals. Dann hat die Erfahrung gelehrt, daß das Pflegepersonal allein nicht viel ausrichten kann. Es muß gemeinsame Sache machen mit dem übrigen Anstaltspersonal, wenn es erfolgreich sein will. Um die Bewegung kostkräftiger zu gestalten, fand die Verschmelzung mit dem Zentralverbände des Bade-, Massage- und Krankenpflegepersonals statt, unter Berücksichtigung der Interessen des Personals in Privatanstalten. Aus allen diesen Gründen schließt sich das gesamte Pflege- und Anstaltspersonal dem Verbands der Gemeinde- und Staatsarbeiter an.

Ein neuer Kontrollapparat für das Pflegepersonal.

(Der 5. Verbandstag der Verwaltungsbeamten.)

Das Pflegepersonal muß streng kontrolliert werden, ob es seine Pflicht tut und die Patienten nicht zu lange auf Anruf warten läßt. Das ist das Neueste der Verwaltungswirtschaft. Die leitenden Verwaltungsbeamten an deutschen Krankenhäusern waren nämlich dieser Tage in Berlin zu ihrer fünften Hauptversammlung zusammengetreten und die Anstalten aller Großstädte, so München und Königsberg, Stralsburg und Breslau, Posen und Frankfurt am Main, waren vertreten. Etwas fünfzig leitende Verwaltungsbeamte waren zusammengetreten. Im Namen des Magistrats begrüßte sie Geheimrat Dr. Strachmann, der Dezerent für das städtische öffentliche Gesundheitswesen. Er erkannte an, wie die leitenden Verwaltungsbeamten an der Vervollkommnung der Krankenpflege mitgearbeitet haben, und begrüßte daher den Zusammenschluß der Herren, deren Arbeiten er zum Besten der Gesamtheit Glück und Erfolg wünschte. Es erfolgte dann die Neuwahl des Vorstandes, der in seiner alten Zusammensetzung wieder berufen wurde. Danach wird dieser auch im neuen Geschäftsjahr bestehen aus: Direktor Heßlig-Leipzig als Vorsitzender, Oberinspektor Baden-Döben zum gleich Schriftführer und Rumbt-Berlin als Schatzmeister. Nachdem zum Ort der nächsten Tagung Leipzig gewählt worden war, folgte eine Reihe von Vorträgen verwandlungstechnischer Natur. Von allgemeinem warmem Interesse war der Vortrag des administrativen Leiters des städtischen Krankenhauses in der Giltshiner Straße, Herrn Rumbt. Er führte einen Apparat vor, der durch eine sinnreiche Vorrichtung zugleich zu einem Kontrollapparat wird. Am Bett der Kranken angebracht, steht er mit dem Zimmer des Direktors in Kontakt, der von einem Papierstreifen vermöge einer eingestellten Uhr abzulesen vermag, wie lange der Patient auf das Kommen seines Pflegers hatte warten müssen. In der Debatte wurden die Vorzüge dieser Erfindung durchweg anerkannt. Die Befürchtungen, daß die Kostspieligkeit des Apparates seiner Einführung Schwierigkeiten bereiten dürfte, suchte Herr Rumbt durch den Hinweis zu entkräften, daß, wenn das Bett eines modernen Krankenhauses 8000 bis 10000 Mark erfordere, 100 Mark mehr kaum eine Rolle spielen dürften. Die Herren besichtigten dann die Feisstätten in Beelitz, das Rudolf-Birchow-Krankenhaus und das Krankenhaus auf Wessling. — Was nun den Kontrollapparat anbetrifft, so mögen die Herren Verwaltungsdirektoren auch dafür sorgen, daß immer genügend Pflegepersonal vorhanden ist. Daß es damit aber meistens hapert, scheint wohl nicht erörtert worden zu sein und ebensowenig auch die Ursachen dieser Erscheinung.

Wie ein guter Arzt sein soll.

In einer Vorlesung über die „Aufgaben der sozialen Mediziner“ schildert Professor Dr. Theodor Kump in Bonn (nach der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“) den idealen Arzt mit folgenden Worten: „Der Arzt soll dem ganzen Volke eine Vertrauensperson sein. Das muß er nicht allein bei seiner Ausbildung, das muß er auch in seinem Verhalten im täglichen Leben dokumentieren. Lassen Sie mich nur auf wenige Punkte aufmerksam machen! Wer regelmäßig abends oder bis spät in die Nacht hinein am Bierisch sitzt und aus der Praxis erzählt, wird vielleicht als ein interessanter Plauderer, aber selten als ein zuverlässiger Arzt gelten. Wer die freien Stunden lebhaft für den Wirtschaftlich verwendet, hat keine Zeit, den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen — und derartige wird heute leicht erkannt.“

Aber auch jede Art von Klame soll dem Arzt fern sein. Wer die von manchen Fabrikanten pharmazeutischer Präparate erfolgenden Verbindungen durchsieht, erkennt mit Schrecken, daß eine große Zahl von Ärzten absichtlich oder fahrlässig dem Treiben der Klame Vorschub leistet. Mit der Preisgabe seines ärztlichen Namens, mit der Erteilung von Zeugnissen und Unterschriften kann der Arzt nie vorsichtig genug sein.

Der Arzt soll das Vertrauen von arm und reich, von Konservativen und Liberalen besitzen; jeder muß überzeugt sein, daß das dem Arzt anvertraute Geheimnis so sicher wie im Reichstuhl aufgehoben ist. Der Arzt muß sich auch vom Parteigetriebe möglichst fernhalten, will er nicht einen Teil des Vertrauens verlieren.

Daß er auch in sittlicher Beziehung einwandfrei dastehen soll, versteht sich von selbst.

Ein guter Arzt muß auch ein guter Mensch sein, wie das Notwendige schon ausgeführt hat. Wie der Arzt bei plötzlichen Unglücksfällen sich bewährt, wie er die Liebertragung von Krankheiten zu verhüten, Gesunde zu schützen versucht, davon hängen häufig das Urteil über den Arzt und den Kreis der sich ihm öffnenden Wirksamkeit ab.

Über die erwähnten Eigenschaften muß er aus sich haben, er muß ein Mann sein, der den Kranken und dem öffentlichen Wohl aus Berufstreue dient.

Wer so seinen Beruf versteht und mit den notwendigen Kenntnissen und dem technischen Können ausgestattet ist, der muß sich eine geachtete, ärztliche Stellung erwerben. Ich freue mich, sagen zu können, daß die größere Mehrzahl der deutschen Ärzte bestrebt ist, ihren Aufgaben gerecht zu werden, und ihnen gerecht wird. Das beweist Ihnen auch das Ansehen, welches der deutsche Arzt noch im Auslande genießt. Daß das so bleibt und der ärztliche Stand stets eine geachtete Stellung in unserm Vaterland und über dasselbe hinaus einnimmt, dazu bedarf es aber auch der Mitwirkung der heranwachsenden Generation.“

Wir möchten dem noch hinzufügen, daß ein guter Arzt, soweit er in Heilanstalten und Krankenhäusern beamtet ist, auch einen Blick für die kümmerliche Lage des Pflegepersonals haben soll. Er soll dem Pflegepersonal zur Seite stehen und dessen berechtigte Beschwerden bei der Verwaltung und den städtischen Kollegien unterstützen.

Der gute Arzt in Krankenhäusern soll auf alle Fälle dafür eintreten, daß dem Pflegepersonal die Möglichkeit gegeben wird, sich dauernd im Dienste betätigen und vorwärts kommen zu können.

Aus den Anstalten.

Das Personal der Anstalt Herzberge war am 6. Juli im Lokal der Gebrüder Arnold zusammengekommen, um sich über die Auffstellung der Kandidaten zum Arbeiter-Ausschuß schlüssig zu werden. Kollege Hentsche hielt zuerst ein Referat über: „Zweck und Nutzen des Arbeiter-Ausschusses“. Redner legte dar, wie segensreich der Arbeiter-Ausschuß gerade in Herzberge schon gewirkt habe. Aufgabe der Kollegen sei es aber, die richtigen Vertreter in den Ausschuß zu wählen und diese dann auch kräftig zu unterstützen und für eine kräftige Organisation zu sorgen. So darf in der Charlottenburger Gasanstalt ohne Zustimmung dieses Ausschusses kein Arbeiter entlassen werden, der schon längere Zeit im Betriebe ist, außerdem hätten die Arbeiter eine bedeutende Lohnerhöhung durch den Ausschuß erzielt. Ebenso in einer Schöneberger Anstalt. Hier haben die Arbeiter die 11-Stunden-Schicht und eine Lohnerhöhung von täglich 50 Pf. erreicht. Auch der Schulungsurlaub, der sonst in dieser Anstalt nur 2 Tage betrug, wurde auf 5 Tage festgesetzt. In der Diskussion wurde die Notwendigkeit der Organisation als Stütze des Arbeiter-Ausschusses von verschiedenen Rednern betont. Zum Beispiel ist der Obmann des Ausschusses fortwährend Angriffen und falschen Meldungen von verschiedenen Seiten ausgesetzt, so daß der Kollege nur sehr schwer zu bewegen war, eine Wiederwahl anzunehmen. Dies müsse aufhören! In den Sitzungen des Ausschusses müsse ebensogut Rede-freiheit herrschen, wie in unseren Versammlungen. Die von den Vertrauensleuten bzw. Beitragsamtlern vorgeschlagenen Personen wurden einstimmig als Kandidaten aufgestellt. In der Diskussion wurde von den Pflegerinnen über den Oberarzt Dr. Falkenberg gellagt. Der Herr will ganz neue Methoden einführen. Er sagt, die Pflegerinnen bekämen viel zu viel Urlaub; das muß jetzt aufhören. Ebenso soll der Krankenurlaub verkürzt werden; die Pflegerinnen brauchten nicht nach Berlin zu fahren, sondern könnten in Vichtenberg an dem Gottesdienst teilnehmen. Eine Anregung, in den Monaten, wenn die Sektionsversammlung stattfindet, die Anstaltsversammlung ausfallen zu lassen,

sand wenig Segenliebe. Die Angelegenheit wurde nach verschiedenem Hin- und Her dem Sektionsvorstand überwiesen. Von einem Kollegen wurde der Wunsch geäußert, gegen den Gesangverein einen anderen Ton in der Presse anzuschlagen. Mit dem ewigen Geschimpfe läme man auch nicht weiter; wir sollten lieber versuchen, die Kollegen für uns zu gewinnen und wo dies nicht möglich wäre, sollte man die Leute in Ruhe lassen, bis sie von selbst zur Einsicht kommen. Mit dem Besprechen, rege für die Wahl unserer Kandidaten zu agitieren, wurde die Versammlung geschlossen.

Irrenanstalt Konradstein in Westpreußen. Wie dem Personal Liebe zum Dienste und Ausdauer beigebracht wird, haben wir schon oft aus den verschiedensten Anstalten bei der Lektüre der „Sanitätswarte“ erfahren können. Auch die Leitung der Irrenanstalt Konradstein bemüht sich außerordentlich in diesem Sinne und zwar bedient sie sich dabei eines sehr wirksamen Mittels, nämlich des Systems **exorbitanter Geldstrafen**. Einige Beispiele sollen die Sache näher erläutern. Auf Station 21 sind etwa 65–70 Patienten, Irrensinne schwerster Sorte, Verbrecher usw. untergebracht. Wieviel Pfleger sind nun auf dieser Station? Wir wollen die Leser nicht lange im unklaren lassen: Ganze sieben Mann! Von diesen sieben Mann ist einer vollauf beschäftigt in der Wäsche- und Kleiderkammer, so daß für die eigentliche Pflege nur sechs Pfleger in Frage kommen. Jeder Kenner der Verhältnisse wird wissen, was das zu bedeuten hat. In der Freizeit gehen die Patienten, meistens etwa 45 Mann, auf dem Hofe spazieren. Zwei Pfleger üben hier die Aufsicht aus. Der Hof ist sehr geräumig und wenn er auch mit einer zwei Meter hohen Mauer umgeben ist, so können die beiden Pfleger unmöglich alle Patienten im Auge behalten. Unlängst schwang sich ein Patient mit Hilfe eines anderen in sehr geschickter Weise blitzschnell über die Mauer, indem er sich an einem Bein hochheben ließ. Ein Pfleger lief sofort hinterher und ergriff den Flüchtling ungefähr 300 Meter hinter der Mauer. Oberpfleger Schön, der in Pflegerreisen gebührend geschätzt wird, muß natürlich den Fall meiden und der Direktor Krämer nimmt die beiden Pfleger je in eine Strafe von 5, schreibe und sage fünf Mark! Auf Station 13 springt ein Patient über ein 1½ Meter hohes Staket. Der Pfleger ergreift den Patienten sofort. Natürlich Meldung. Resultat: 10, schreibe und sage zehn Mark Strafe! Einer der Pfleger, der den Patienten, von dem oben zuerst die Rede war, wegen des Fluchtversuchs zu isolieren hatte, mußte den Patienten ganz naturgemäß etwas fest anschnallen. Der Oberpfleger Schön steht dabei und beobachtet den Fall. Schön kann den betreffenden Pfleger nun nicht so recht verurteilen. Er hat, wie man so zu sagen pflegt, eine Bieste auf den Pfleger. Er konstatiert eine schwere Mißhandlung. Der Arzt kann nichts dergleichen finden. Macht nichts, wird gemeldet; dem Oberpfleger wird geglaubt. Eine Untersuchung, Berteidigung oder dergleichen gibt es nicht. Resultat: Dem Pfleger werden 5, geschrieben fünf Mark Strafe ausgebrummt! So wird hier also das Strafsystem kultiviert! Es kommt aber noch besser! Einer Pflegerin wurden in einem einzigen Monat für Strafen ihre Rationen von zwanzig Mark und außerdem ihr ganzer Monat 8 1/2 Lohn abgezogen. Aber die Strafen waren noch höher. Sie mußte, um die Strafen voll bezahlen zu können, noch 75 Pfennige hinzulegen!! In Konradstein wird alles bestraft, sogar der Versuch unvorsichtsmäßigen Verhaltens. Ist so was schon einmal dagewesen? Kollegen und Kolleginnen! Wenn von Euch die Lust anwandeln sollte, in Konradstein Pflegedienste zu nehmen, der tue Geld in seinen Beutel; die Direktion kann dort sehr viel gebrauchen.

Breslau. Im Bade verbrüht. In der städtischen Irrenanstalt an der Einbaumstraße war der 23 Jahre alte Wilhelm Bernert als Krankenwärter angestellt. Vom 1. Januar wurde er in der Station der Paralytiker beschäftigt. Dort befanden sich insbesondere 3 Patienten, die, da sie sich überaus unruhig zeigten, in Dauerbädern bei einer Wassertemperatur von 36 Grad Celsius untergebracht waren. Bernert hatte diese drei Kranken am 1. Januar zu beobachten und dafür zu sorgen, daß die Bäder immer erneuert wurden. Als die Mittagszeit herankam, wurde als Erlaß für Bernert, der zum Essen ging, vom Stationspfleger der Krankenwärter Rudolf in den Baderaum geschickt, der in die Oblichkeiten des Dienstes wegen seiner eben erst erfolgten Anstellung noch nicht eingeweiht war und daher nicht beurteilen konnte, wie er sich den Kranken gegenüber zu verhalten hatte und wie insbesondere das Badewasser zu behandeln war. Vor seinem Weggange hatte Bernert das Wasser in der Wanne, in der der Mechaniker Teichert lag, der besonders schwierig zu behandeln war, erneuert und auf die vorgeschriebene Temperatur gebracht. Als er zurückkehrte, bemerkte er, daß das Wasser in dieser Wanne dampfte und der Patient einen geröteten Körper zeigte. Der Wärter konnte sich diese Erscheinung nur mit der Annahme erklären, daß der Leitungshahnperrungshahn nicht völlig von ihm geschlossen war, als er den Baderaum verließ, so daß in seiner Abwesenheit fortgesetzt heißes Wasser in die Wanne zugeflossen war. Da dies Zulußrohr in den Boden der Wanne mündete, hatte der stellvertretende Wärter Rudolf den Zutritt nicht bemerken können und auch auf den Dampf nicht geachtet. Der Stationsarzt stellte bei dem Patienten Verbrühungen fest, die indes nur leichter Natur waren. Trotzdem verschied der Verletzte am sechsten Tage nach der Verbrühung. Bernert wurde in der Folge, da ihm die Schuld an dem Tode des Teichert beigegeben wurde, wegen fahrlässiger Tötung in Ausübung seines Berufes unter Anklage gestellt. Er hatte sich deshalb vor der ersten Straf-

Kammer zu verantworten. Hier gab er die Möglichkeit zu, am fraglichen Tage den Absperrhahn der Heißwasserleitung an der Wanne des Leizers nicht vollständig geschlossen zu haben, da ihn der Patient, der hochgradig erregt gewesen sei, arg bedrängte, als er den Hahn schließen wollte. Der Stationsarzt, der dem Angeklagten das Zeugnis eines tüchtigen und verständigen Wärters ausstellte, konnte die Möglichkeit nicht ausschließen, daß auch ohne die Verbrührung der Kranke infolge seines schlechten Ernährungszustandes (er hatte die Aufnahme der Nahrung verweigert und mußte künstlich ernährt werden) gestorben wäre. Damit entfiel der Kausalzusammenhang zwischen der Fahrlässigkeit des Angeklagten und dem Tode des Verletzten und die Anklage wurde deshalb auf fahrlässige Körperverletzung abgeändert. Das Gericht erachtete den Angeklagten dieses Delictes für schuldig und erkannte auf eine Geldstrafe von 50 M.

Verschiedenes.

Heilsame Bitternisse. Von alters her huldigen unsere Ärzte der Auffassung, daß bitteraromatische Stoffe die Verdauung anregen und fördern, und auch im Publikum begegnet man allenthalben der Ansicht, daß ein bitterer Vorstoß den Appetit erhöht. Die meisten Magen-tropfen und -elixiere, welche die Industrie auf den Markt bringt, enthalten denn auch solche Bitterstoffe. In neuerer Zeit sind nun Stimmen laut geworden, welche den Wert der bitteren Tinkturen anzweifeln und ihnen jeden Wert für die Verdauung abspreiben. Neuerdings haben nun zwei rumänische Ärzte, Dr. Manu-Muscel und Dr. Mironescu, eine Reihe von Untersuchungen an Patienten angestellt, die an mangelhafter Verdauung, an Appetitstörungen usw. litten. Wenn die Patienten vor dem Essen Bittertropfen bekamen, so war die Salzsäure im Magen entschieden vermehrt, gab man ihnen keine bittere Tinktur, so fand sich keine Salzsäure. Aus diesen Versuchen geht also mit Sicherheit hervor, daß der Magensaft nach Einnahme von Bitterstoffen vermehrt und somit die verdauende Kraft des Magens erhöht wird. Es erscheint somit nicht unzweifelhaft, daß ein Mangel an Appetit einen „Bitteren“ zu sich zu nehmen, doch ist von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß die günstige Wirkung nur dann zu erwarten ist, wenn der Bitterstoff kurz vor dem Essen genossen wird.

44 Grad Celsius als Körpertemperatur. Ueber eine unaufgeklärte Erkrankung mit den höchsten bisher gemessenen Temperaturen berichtet in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ Dr. Ragnar Heller-Salzburg:

„Am 17. Januar 1906 wurde mir bei meiner Visite in einem Mädcheninstitute, wobei mehrere Schülerinnen an Influenza erkrankt waren, die 17-jährige D. vorgeführt, die über ein leichtes allgemeines Unwohlsein klagte. Da, wie erwähnt, mehrere Influenzafälle vorlagen, so war sie sofort zu Bette gebracht worden und zeigte eine mäßige Temperaturerhöhung von 37,3 Grad Celsius. Nachmittags sandte man mich mit der Bemerkung, daß das Fieber auf 44 Grad Celsius gestiegen sei. Obgleich mir diese Angabe zweifellos erschien, begab ich mich sofort zu der Kranken und überzeugte mich zu meinem großen Erstaunen, daß die Messung richtig gemessen war. Die ungewöhnliche Höhe der Temperatur ließ mich an der Richtigkeit des Thermometers zweifeln und ich verfaßte mir vier Thermometer, welche erst geprüft waren und mit denen alle folgenden Messungen gemacht wurden, und zwar derart, daß die Instrumente nach einander eingelegt waren, ob die Temperatur nicht über 44 Grad Celsius war, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen, da ich kein Instrument bekommen konnte, das höher als 45 Grad reichte. Die Patientin hatte außer einigen Kinderkrankheiten bisher keine schwerere Erkrankung mitemacht und war auch in diesem Schuljahr stets gesund gewesen. Der Befund, den ich aufnehmen konnte, war eigentlich — mit Ausnahme der Temperatur — ein vollständig negativer.“

Der Verfasser schildert nun den Verlauf des Falls, der nach wenigen Tagen mit der völligen Genesung der Patientin endigt, und fährt dann fort: „In der ganzen Literatur fand ich außer einer Messung von Wunderlich, der einmal ante mortem 44 Grad Celsius maß, keinen Fall mit derartig hohen Temperaturen. Das besonders Wertwürdige an diesem mir unaufgeklärten Falle bestand in dem absoluten Fehlen aller Erscheinungen, die sonst Hochfiebernde zeigen. Das Sensorium war stets frei, die Jünger nie belegt und stets feucht, die Herz-tätigkeit verhältnismäßig ruhig. Ein Irrtum in den Messungen ist ausgeschlossen, da sie immer mit vier geprüften Thermometern gemacht und von mir und drei anderen Personen genau kontrolliert wurden. Ich gehe mit keinerlei Vermutungen über die Ursache dieser sonderbaren Erkrankung und glaube den Fall ohne Kritik vorzulegen zu dürfen, da wohl noch niemals derartige Temperaturen gemessen wurden.“

Im Herz geschossen und geheilt. In Graz ereignete sich vor einiger Zeit ein schwerer und durch den glücklichen Ausgang bemerkenswerter Unfall. Mehrere Gymnasialschüler hatten ein Scheibenschießen veranstaltet. Als einer von ihnen nach einem Versager sein Robertsongewehr unterrichtete, ging unvermutet der Schuß los und traf den 13-jährigen Alois Streit in die linke Brustseite. Der Verletzte lief noch einige Schritte und stürzte dann unter heftigen Krämpfen zu Boden. Die rasch erschienene Rettungsgesellschaft brachte den Verletzten

in das Spital der Barmherzigen Brüder, wo sofort eine Röntgenuntersuchung vorgenommen wurde, die ergab, daß ein Bluterguß in den Herzbeutel stattgefunden habe, also das Herz selbst verletzt sein müsse. Daraus wurde unverzüglich zur Operation geschritten. Der Schuß war durch die linke Herzkammer gebrungen, so daß diese zwei Löcher aufwies, eins vorn und eins rückwärts. Die Löcher wurden vernäht und das Bluterguß aus dem Herzbeutel entfernt. Jetzt, acht Tage nach der Verletzung, geht es dem Knaben so gut, daß an seinem Aufkommen nicht mehr gezweifelt werden kann.

Die Nachteile des Sterilisierens von Nahrungsmitteln. Professor Bouchard hat kürzlich dargelegt, daß nach Versuchen Charris' an Rindern, denen einerseits sterilisierte und gereinigte Rüben, andererseits einfach aus der Erde geressene verabfolgt wurden, die Sterilität sich für die mit sterilisierten Rüben viel höher stellte als für die anderen. Sie gingen ziemlich schnell an Verdauungsstörungen ein. Es fehlten ihnen die Vitroben, deren Tätigkeit unerlässlich ist, um den Gärstoffen des Organismus bei der Verdauung nachzuhelfen. Professor Bouchard schloß daraus, daß die übertriebene Sterilisierung zu bekämpfen ist, und daß man sich im allgemeinen mit einem guten Durchgaren der Nahrungsmittel begnügen sollte.

Die Schlafkrankheit beim Europäer. Die Berichte Robert Kochs haben die Aufmerksamkeit auch bei uns auf die furchtbare Seuche gelenkt, die in den afrikanischen Schutzgebieten so verheerend grassiert. Anfangs hatte man geglaubt, daß die Schlafkrankheit, die durch den Stich von Insekten übertrumpft wird, nur der einheimischen schwarzen Bevölkerung gefahrlich werden könne; jetzt weiß man, daß auch die weiße Rasse ihr zum Opfer fällt. Gerade in den letzten Jahren haben sich die Beobachtungen gehäuft, welche die Erkrankung von Europäern verbürgen. In Europa sind bis jetzt 15 Fälle von Schlafkrankheit bei Europäern bekannt geworden. Die Krankheitserscheinungen sind im allgemeinen die gleichen; doch hat es den Anschein, als ob die Krankheit beim Europäer doch etwas anders verläuft als beim Neger. Auffallend ist, daß die Seuche erst lange Zeit nach der Rückkehr aus Afrika zum Ausbruch gelangt. Nach den Beobachtungen eines belgischen Arztes, Dr. Willem, der drei aus dem Kongostaat zurückgekommene Reisende behandelt hat, darf sich der Europäer erst sieben Jahre, nachdem er die verheerende Seuche verlassen hat, außer Gefahr achten. Unter den Krankheitserscheinungen erwähnt Dr. Willem nach einem Bericht der „Münchener medizinischen Wochenschrift“, außer Kopfschmerzen, Schwankungen der Temperatur und fast juckenden Hautstellen vor allem die große Muskelschwäche und die außerordentliche Neigung zum Schlafen. Es kommt vor, daß der Patient beispielsweise während der Nacht pfleglich mit dem Kopfe auf seinem Teller einsinkt oder auf der Straße einsinkend niederfällt und sich dabei verlegt; er schläft der Kranke ein, während der Mund noch voll Speien ist. In der Regel kommt es im Verlaufe der Erkrankung zu Störungen der Geistesfähigkeit, und die Patienten zeigen sich bei oder trotz ihrer Schlafsucht überaus erregbar. Die Krankheit endet in allen Fällen, bei Negern wie bei Weißen, tödlich; ein wirksames Mittel dagegen fehlt noch. Vielleicht gelingt es Robert Koch, der im April an der Spitze der Deutschen Reichsexpedition zur Erforschung der lurdbaren Seuche nach Afrika geht, Mittel und Wege zu ihrer Bekämpfung zu finden.

Eine neue Bergmannskrankheit. Während die unter den Bergleuten des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers herrschende Lungenkrankheit im vergangenen Jahre etwa um die Hälfte, im laufenden Jahre aber noch weiter zurückgegangen ist, tritt jetzt eine neue, auffallende Krankheit, eine Augenkrankheit (Trachom) auf. 1904 gelangten 1030 Fälle zur Behandlung, im laufenden Jahre ist die Zahl schon wesentlich größer. Die Krankheit ist aus den östlichen Ervingen, wo sie seit vielen Dezennien epidemisch ist, eingeschleppt worden, sie ist aber bereits auch im rheinischen Bezirk endemisch geworden. Frauen und Kinder von augenärztlichen Arbeitern leiden vielfach daran; sehr der von der Krankheit geheilte Bergmann aus dem Krankenhaus zurück, so verläßt er in seiner Wohnung nicht selten einer neuen Anstehung. Es tritt deshalb jetzt auch ärztliche Behandlung der Familienglieder ein. Die Knappschicht im Verein mit den königlichen Bergbehörden ist, wie die „Frankf. Zeitung“ meldet, befreit, die Krankheit einzudämmen; es ist das Anmeldewesen und das Desinfektionsverfahren besonders geregelt worden.

Anzeigen.

Dresden.

Mittwoch, den 8. August 1906, abends 9 Uhr

Zusammenkunft

im Dianabad-Restaurant, Bürgerwiese 22.

Robert Uhle.